

**Zeitschrift:** Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle  
**Band:** 25 (1957)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Pariser Tagebuch : die Beichte eines Mannes  
**Autor:** M.M.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-567279>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# PARISER TAGEBUCH

*Die Beichte eines Mannes. — Von M. M., Deutschland.*

HEUTE NACHT, ALS DOMINIQUE DAS HAUS VERLIESSE, WUSSTE ich mit einem Mal, dass ich nicht länger mehr schweigen würde. Dominique liess die Türe leise ins Schloss fallen. Eine Weile stand ich noch wie benommen im Treppenhaus und lauschte seinen Schritten nach, diesen leichten, schwingenden Schritten. Dann fiel die eiserne Haustür zu, und ich wusste, dass nun nichts mehr zu tun wäre, als eben zu schreiben. Neben mir schläft Eugenie; ich höre, wie sie drüben tief und gleichmässig atmet und sich manchmal im Schlaf etwas dreht. Die Kinder hat Eugenie schon um sieben oben zu Bett gebracht, und um acht ist dann Alice gegangen. Es ist jetzt gegen zwei Uhr morgens. Es ist ganz still in dem schlafenden Haus. Nur die Uhr auf meinem Schreibtisch ist leise zu hören. Die Bücher, die vielen dunklen Reihen meiner Bücher sind da; die kleine Wandlampe brennt noch immer. Ich bin müde, unsäglich müde und versuche zu begreifen, warum alles so kommen musste.

Warum bist du gegangen, Dominique? Wusstest du nicht, dass alles so kommen musste? Wusstest du es wirklich nicht? Ich selbst, Dominique, habe es von Anbeginn gewusst. Von Anbeginn, als ich dich das erste Mal sah — Rue du Bac, gegenüber der Patisserie, erinnerst du dich noch? — habe ich gewusst, wie man ganz tiefe Dinge des Lebens weiss, dass du mir zum Schicksal würdest. Ich habe es gewusst und habe trotzdem von dir nicht gelassen.

Warum soll ich es verschweigen? Warum soll ich nicht sagen, dass ich dich geliebt habe? Es ist klar: ich habe dich geliebt. Mit jener Inbrunst und dem süßen Verlangen, mit dem heimlichen Schmerz und eifersüchtigen Begehrten, das immer das selig-unselige Teil der Liebe ist. Ich habe alles an dir geliebt, Dominique, gleich, als ich dich auf der Strasse sah: deine hohe, knabenhaf-schlank Gestalt, dein Antlitz, in dem die stolzen Züge deiner Seele wie von einem Künstler eingebrennt waren, deine Augen, die dunkel und manchmal voll Schmerz waren, deine Hände und deine Haare, all deine Gebärden und Bewegungen, die Art, wie du die Brauen so nachdenklich hochziehen konntest und wie du gingst und sprachst — alles, Dominique, habe ich an dir geliebt, und alles war wie ein Zauber, der von dir ausging. Ich habe den tödlichen Zauber deiner Seele geliebt.

\*

ICH HABE NOCH EINMAL ALLES ÜBERDACHT. ICH WEISS, ES ist töricht, was ich gestern abend schrieb. Es ist geradezu lächerlich. Es ist töricht zu behaupten, ich hätte dich geliebt. Ich, 36 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder, ein Haus, ein Lehrstuhl an der Akademie, ich, dein Lehrer für Philosophie, Dozent für Ontologie und Logik, jedes Semester zwei Kollegs und ein Seminar und die Examen - wie soll ein Mann wie ich dich lieben? Es ist unmöglich. Nebenan schläft noch Eugenie, vielleicht träumt sie jetzt morgens von mir und den Kindern, die bald zur Schule kommen? Es ist hier alles so wie bei andern, und doch war es im Innersten nie so, und ich wollte wohl auch, dass es so sei. Ich glaube, Dominique, das war es. Es war ein Trotz und ein Aufbegehren in mir gestern abend. Ich wollte nicht mehr diese Lügen. Ich wollte da sein, leben: ein einziges Mal wirklich da sein, wirklich und unverstellt — darum habe ich um dich geworben, darum habe ich dich immer wieder von Zeit zu Zeit zu mir eingeladen. Wenn du kamst, klopfte mir immer das Herz. Jeder hat das Recht, einmal wirklich zu leben, seinem Herz zu folgen, nicht wahr?

Gestern abend, wie gesagt, habe ich es getan. Ich, 36 Jahre alt, hier in meinem Haus. Du hattest den ganzen Abend so still mir gegenüber gesessen; die Bücher und die Lampe, und deine Fragen hatten in ihrer jungenhaften Wissbegierde etwas Rührendes. Vielleicht hattest du mich auch gern, wenn auch auf andere Weise, wie junge Leute mit Zweiundzwanzig eben ihre Lehrer lieben. Fast ein Jahr habe ich um dich geworben auf jene zärtliche, tausendfach verhaltene Weise und doch mit so viel verborgenen Schmerzen, und ich wollte es nun nicht länger. So ist denn alles gekommen. Du hast in meinen Armen gelegen, und all meine Zärtlichkeiten, die dich umschlangen, mit einem tiefen, wunderbaren Erstaunen erwidert. Ich habe dich nie so erstaunt und verzaubert gesehen und so gelehrt, mein Junge, wie in diesen Minuten. Mein Kuss war der deine, mein Atem war wie von dir, und alles schien mit einemmal eins. Dein Leib und Deine Hände und das Brennende Deiner Lippen war ein Kosen in mir, und in Dir war jählings meine Zärtlichkeit und mein wildes Verlangen erweckt. Wenn es das gibt, wovon Schopenhauer spricht, jenes Zurücksinken ins Ganze, jenes Abstreifen, Vergessen des Ichs, heimkehrend in den Ozean alles Seins, eine Sekunde, wie Gott sie gedacht, wie Gott selber ist, so war sie da in diesem Zauberkreis deiner Umarmung. — Aber dann bist du fortgegangen. Du hast kein Wort mehr gesagt. Es war irgendwie eine Traurigkeit und eine Enttäuschung in dir. Vielleicht war etwas in dir zerbrochen? Du bist wortlos aufgestanden, hast etwas verlegen deine Kleider geordnet und bist davon gegangen, stumm und gedrückt, wie ein Hund, der geschlagen wurde. Ich war mit einemmal grenzenlos allein, und ich wusste, dass ich dich nicht einmal halten durfte.

\*

VIELLEICHT WERDE ICH FAHREN! EUGENIE SIEHT ES EIN, DASS ich fahren muss. Sie sagte es beim Frühstück. Für drei oder vier Tage nach Paris. Die Nationalbibliothek und der Verleger. Vielleicht auch die lange herausgeschobene Besprechung mit Mr. C. wegen meines neuen Buches. Eugenie begreift, dass ich jetzt fahren muss, drei Wochen vor dem neuen Semester. Sie hat mich immer so geliebt, dass sie alles begriff, was ich wollte. Ich werde fahren und versuchen, darüber nachzudenken, wie alles kam. Alles ist wie über Nacht verändert. Ich beginne zu begreifen, dass mein Leben, dieses ordentliche Leben eines Dozenten vielleicht ein Irrtum war, ein ungeheuerlicher Irrtum meines Herzens. Vielleicht.

\*

SEIT GESTERN BIN ICH IN PARIS. HIER WUCHS ICH AUF. WENN ich jetzt zurückdenke an die letzten sieben Jahre, seitdem ich hier fort bin, seit ich Eugenie heiratete und das Amt dort annahm, so weiss ich, dass ich Eugenie nie geliebt habe. Eugenie war nicht die Frau, die man lieben muss. Sie ist so still und bescheiden, und es gibt für sie nichts Beglückenderes als einen Mann, den sie bewundern darf. Ein freundliches Wort, mein Ansehen in der Stadt und an der Akademie, meine Bücher, die Besuche von Kollegen, und nachts die Stunde, wenn ich sie in der Dunkelheit zuweilen nahm, das alles genügt ihr — schon damals, als die Kinder noch nicht da waren. Ich leugne nicht, dass auch ich ihr zugetan war, auf meine Weise. Ich meinte, es sei Liebe. Aber seit ich um Dich wusste, Dominique, war es mir klar, dass es keine Liebe sei, sondern Trägheit, Gewohnheit und kalter Missbrauch des Leibes. Ich bekenne, dass ich mit ihr, meiner rechtlich verbundenen Frau, gesündigt habe und Unzucht getrieben. Sechs Jahre Unzucht, wenn immer das Begehren des Leibes und die Lust am Fleisch ohne Hinwendung des Herzens und bei verschlossener Seele Unzucht ist. Gott ist mein Zeuge, dass ich's nicht anders vermochte. Denn ich wusste nicht, was eigentlich Liebe ist.

WENN ICH AN MEINE JUGEND ZURÜCKDENKE, SO BEGINNE ich mehr und mehr zu zweifeln, dass dies alles nur, wie die Wissenschaft sagt, eine Verirrung und Krankheit sei, eine Krankheit des Triebes. Es war etwas viel Tieferes und Heiligeres, was noch davor liegt: die Scheu, die Begeisterung, die Verzauberung durch das Antlitz, durch die Seele, die sich im Leib offenbart. Es muss einen geistigen Ursprung haben, dass auf dieses seltame Weise der Jüngling dem Mann und der Mann dem Jüngling zugetan sein kann und sich beide entzücken. Ich meine: diese Bannung, dieses Verfallensein für einander ist im Geheimnis der Schönheit begründet, welche als Sprache der Seele in den Leib tritt. Als man Goethe im Alter fragte, warum er sich bei der Himmelfahrt Fausts gerade der Gestalt Mariens bedient habe, entgegnete er, weil sich ihm die Idee der Liebe immer nur in der Gestalt des Weiblichen konzipiert habe. Das, genau übertragen ins Männliche, war es bei mir von Anbeginn: es hat sich mir, wenn ich zurückdenke, die Idee des Schönen, ihr geistiger Gehalt, immer nur in der Gestalt des Jünglings konzipiert. Ich erfuhr die Macht, das tragisch-überwältigende Gesetz der Schönheit schon früh, aber nie anders als empfangen und gestaltet im Antlitz der Jünglinge.

Wenn ich als Vierzehn- oder Fünfzehnjähriger in der Pause im Schulhof unseres Gymnasiums stand, so geriet ich schon damals in eine eigentümliche, unerklärliche Entzückung und Bewunderung für manche ältere Schüler. Es war etwas wie Scheu und heimliche Bewunderung, was da in meinen Blick hineingeriet. Die Art, wie sie so stolz und kraftvoll dastanden und in allen ihren Gliedern nur gebaut zum Ansehen und Ablesen des Schönen, dies alles verwirrte mich oft und weckte in mir ein unklares, heimliches Sehnen.

Mit Sechzehn sagte ein Mädchen zu mir: «Philipp, Du wirst später einmal viele Frauen verwirren und unglücklich machen!» Ich nickte ein wenig melancholisch und begann von da ab mich ernstlich zu fragen, was Frauen denn seien. Wirklich, ich hatte sie nie bemerkt, und ich nahm mir vor, mich nunmehr für Mädchen zu interessieren. Aber wiewohl man das Begehr des Fleisches lenken kann: die Verzauberung durch das Schöne ist unlenkbar, sie überkommt einen wie ein Geschenk; man kann über sie nicht verfügen, wie man vielleicht über den Trieb noch verfügen kann.

Ich bemühte mich also eine Weile ernstlich, die Frauen schön zu finden und dachte mir allerlei Geschichten aus, wie sie die anderen heimlich verbreiteten. Aber schon die argen Missgriffe, die ich hier bei meinen «Erwählten» machte, bewiesen mir meine gänzliche Untauglichkeit auf diesem Gebiet. O Jeannette, Beatrix, Babette, ich habe eure Gesichter längst vergessen, seltsame, arme Mädchen, die ihr an faden Sonntagnachmittagen am Arm eines seltsamen Jünglings spazieren gingt — eine Bank im Jardin de Luxembourg, ein Eisverkäufer am Eingang des Parks und das Fade der vielen fortgeworfenen Eisstiele — was ward aus euch? Wenn ich dann nach Hause kam, war ich zufrieden, Papa sagen zu können: «Ich bin mit Babette spazieren gegangen.» So war es doch richtig, nicht wahr? Es schien mir wie ein Dienst, den man ableisten muss, den man jetzt in meinem Alter von mir zu fordern begann, und dann spielte ich abends mit Papa Schach. Aber während ich über den Boulevard Hausmann gegangen war oder für eine Stunde mit ihr im Café sass, folgten meine Blicke heimlich dem schönen, jungen Gabriel, der so herrlich vergnügt dahergetrachtet war, und ich begriff nicht, warum alles so töricht und sinnlos sei, dass die, die sich suchen, sich meiden, und die, die sich fremd sind, sich suchen sollen.

\*

AUCH SPÄTER IST DAS IM GRUNDE IMMER SO GEBLIEBEN! WENN man es mir nicht gesagt hätte, dass der Mann die Frau zu lieben hat, — ich selbst wäre nie darauf gekommen. Wenn ich auf der Strasse des Abends den Paaren begegnete, die eng miteinander gingen, so sah ich eigentlich immer nur den Mann. Mein Blick wurde zwangsläufig zu ihm gezogen, blieb auf ihm liegen, tastete ihn ab. Ich bemerkte eigentlich gar nicht, dass ich die Frauen nicht bemerkte. Es war, wie wenn ich im Ansehen des Mannes den unzähligen Abwandlungen, Berechnungen der Idee des Männlichen nachforschte. Was mich an ihnen entzückte, war nicht so sehr ihre blosse Gestalt, sondern wie vollkommen diese Gestalt zum Spiegel, zum Symbol, zum inneren Aufleuchten der Idee des Jungmännlichen herangereift war. Wenn es also ein Verhängnis ist, dass der Mann dem Manne zugetan ist, so ist es ein metaphysisches, kein biologisches. Denn nicht der Leib des Jünglings ist es, der an sich begehrenswert ist, sondern die Anwesenheit und Wirklichkeit der Idee, die sich in ihm offenbart. Vollkommenes Abbild des Urbildes zu sein, das uns von Anbeginn eingepflanzt ist — das ist es, was schön macht und zur Liebe führt.

«SIND SIE UNGLÜCKLICH?» FRAGTE MICH DER PFARRER VON S. einmal im Beichtstuhl. Ich wurde verlegen und wusste keine Antwort, und habe seither oft darüber nachgesonnen. Ich glaube, dass wir in den Tiefen wirklich irgendwo unglücklicher sind, nicht wegen des Aeusseren, sondern weil wir dem Leben tiefer, schrecklicher ins Herz sehen. Ich will die Begegnung von Mann und Frau nicht verringern, den Zauberkreis ihres Entzückens nicht schmälern; aber so tief, so leidenschaftlich wie wir den tragischen Ausmassen der Schönheit ins Antlitz sehen — wie sollte das nicht irgendwo unselig machen? Die Liebe, die ausser der Ordnung ist, ist wirklich ausserordentlich, in ihrer Faszination, ihrem kühlen, fast tödlichen Verlangen nach Schönheit und nichts als dieser Schönheit. Was Schönheit ist, kann ich nicht sagen. Es ist die Linie, die sich bei einem Jüngling von den Schatten der Augenlider über die Nase herabziehen mag, dieses Herbe, Keusche einer Führung zum Mund, das Stolze, das sich auf einer Stirn spiegeln kann. Von da her röhrt es Dich an, und Du weisst: Du wirst ihm folgen bis ans Ende der Welt. Es ist wie ein Zauber, ein Bann, der Dich gefangen nimmt. Du kannst nun nichts mehr tun als dastehen und sehen, nichts, als mit den Augen dieses verzehrende, tödliche Licht trinken. Du bist ganz von ihm gefangen, und irgendwo in den Tiefen spürst Du, dass Du in diesem Geliebten mehr als einen Menschen liebst, dass Du in ihm das All, den Kosmos in seinem glühenden Brand erreichst, Tiefen, aus denen das Leben seit seiner Schöpfung blüht. Das ist es: dass wir dem kosmischen Brände der Welt näher und blendender ausgesetzt sind. Da zieht uns kein Kind, keine Frau, keine Familie, keine Kirche von diesem glühenden Abgrund zurück. Wir bleiben immer die Anfänger der Liebe, wir bleiben dort, wo sie noch ganz über uns verfügt. Wir bekommen sie nie in unsere Verfügung. Das ist es wohl.

SICHER MUSS ES MIT HERRN MIREAU ÄHNLICH GEWESEN sein! Ich erinnere mich jetzt daran. Herr Mireau hatte in der Rue St. D. einige Strassenzüge von unserem Haus eine kleine Gärtnerei. Ich kaufte dort manchmal Flieder für Mama oder auch Setzlinge im Frühjahr für unser Gemüsebeet. Es ging das Gerücht, dass Herr Mireau Jahre im Gefängnis gesessen habe, was meine Neugier erweckte, und als ich Papa einmal fragte, warum, winkte er nur verdriesslich ab. Erst nach Jahren, ich war inzwischen fast Fünfzehn geworden, erfuhr ich von Mama, dass er sich an jungen Männern vergangen habe. Obschon ich mir darunter nichts Rechtes vorstellen konnte, war ich entsetzt. Ich vermutete

etwas Unbestimmtes, unbeschreiblich Grässliches, etwas wie einen Ritualmord, mit geheimen Verlockungen, Schokolade, dunklen Hinterzimmern und blitzenden Opfermessern. Ich verstand nicht, warum man einen solchen Menschen hier leben liess.

Mireau machte äusserlich einen ganz durchschnittlichen, fast gemütlichen Eindruck. Er war gross, etwas schwerfällig gebaut und wirkte mit seiner leicht gebückten Haltung und den grauen Haaren eher wie ein Postbeamter, und doch hatte er, wenn ich ihn so zwischen den vielen Torfbeeten in seinen Treibhäusern hantieren sah, fast etwas Anziehendes. Er hatte eine unbeschreiblich dicke Frau, die bei jedem Wort nach Luft rang und deren ganze Aufgabe in der Pflege eines Papageis zu bestehen schien. Sie sass immer in einem schiefen Rohrsessel. Wenn ich kam, blinzelte sie mich durch ihre verquollenen Augen feindlich an und erhob sich erst nach längeren Rücksprachen mit dem grünen Vogel, um schlürfenden Schritts ihren Mann zu holen. Die Mireaus führten ein sehr zurückgezogenes Leben. Sie schienen mir mit Recht von den anderen gemieden. Ein dunkler Makel lag über ihrem Leben, und ich meinte selbst auf der Strasse, wenn ich ihnen gelegentlich am Sonntag begegnete, noch die Furchtbarkeit seines Verbrechens zu spüren.

Sie waren beide in unserem Viertel Gezeichnete, und ich wusste nicht, — niemand wusste es — dass auch ich schon im Verborgenen dieses Zeichen trug. —

Das Zeichen, das man im geheimen trägt oder nicht trägt — das ist es im Grunde. Alles Spätere folgt aus ihm. Wie konnte ich damals, als ich mit Thomas auf der Strasse spielte — es war die Zeit, als ich von Herrn Mireau noch nichts wusste — ahnen, dass ich es schon empfangen hatte? Thomas war sieben Jahre alt, Sohn eines jüdischen Kunsthändlers aus der Nachbarschaft. Er war dunkelbraun mit lockigem Haar, fast wie ein Zigeunerjunge, von katzenhafter Gelenkigkeit. Thomas ging mit mir in die Elementarschule von Herrn Martain. Wir waren befreundet, gingen unsren Schulweg meistens gemeinsam und spielten des Abends oft eine Stunde auf der Strasse Ball oder Himmel und Hölle. Es muss während einer unserer Sommerferien gewesen sein, dass ich einmal in einer jähnen Aufwallung, kindlich und hilflos, nach einem Ausdruck meiner Zuneigung suchte. Es war vormittags gegen elf, die Sonne brannte schon heiss hernieder; wir waren von unserem Spiel etwas ermattet und kauerten irgendwo im Schatten auf der blanken Strasse. Plötzlich — ich weiss es wie heute — zog ich ihn, der mir um eine halbe Kopfeslänge unterlegen war, zu mir herüber, nahm seinen lockigen Kinderkopf in beide Hände und küsste ihn. Ich gab ihm einen unschuldigen, schüchternen, zärtlichen Kinderkuss auf seinen erstaunten Mund, ich weiss nicht wieso und warum, und indem ich ihn eben wieder freigeben wollte, fiel mein Blick auf unsere Haustür. Dort stand meine Mutter. Das Blut schoss mir dunkel zu Kopf, eine tiefe Verwirrung bemächtigte sich meiner; ich fühlte mich wie ein Verbrecher bei einer Untat ertappt und spürte einen Augenblick, dass mir das Herz wie rasend bis zum Hals zu schlagen begann. Aber meine Mutter schien das Innige meiner Umarmung nicht bemerkt zu haben. Sie stand mit ein paar Aepfeln vor der Tür. Ich nahm sie mit verlegenem, fast scheuem Blick. Ich hatte das Empfinden, bei etwas Heiligem beobachtet worden zu sein; zum ersten Mal fühlte ich mich nackt und wusste nun, wie es ist, wenn man sich schämt. —

Ich habe Thomas später aus den Augen verloren. Seine Familie soll während des Krieges von den Deutschen verschleppt worden sein. Es ist nie etwas zwischen uns gewesen, und doch weiss ich heute, dass dieser schmale, dunkle Knabe aus Israel der erste all meiner heimlichen Geliebten war.

O, DIESE HEIMLICHEN GELIEBTEN! WO SIND SIE? ICH KENNE sie nicht. Kann sie nicht aufzählen, all diese Gesichter, die in diesen zwei Jahrzehnten an mir vorbeizogen und mich für eine Weile entzückten. Ich wusste ja nichts von dem Abwegigen und Unstatthaften solchen Begehrens. Ich ging ganz absichtslos auf der Strasse; ich sass irgendwo in der Métro, fuhr mit einem Bus nach Versailles, und irgendwo war ein solches Gesicht, das mich in einer unbegreiflichen Weise bezauberte. Ich guckte ganz einfach; ich wurde nicht müde zu sehen und wieder und wieder hinzusehen — mehr wollte ich nicht. Meine Blicke weideten sich an dem Frischen und Klaren, wie ein Dürstender, dem man endlich Wasser gibt. Es war kein leibliches Begehr in mir, keine Erregung des Blutes, gar nichts von Wollust. Es war eher die demütig flehende Gebärde eines Betenden, der sich dem grossen Heiligtum unterwirft. Denn das ist es eben: Religion. Es ist zuerst das reine, grosse Verwundern, das tiefe Erschaudern des Frommen vor der Hoheit und Vollkommenheit des Anderen. Es ist Ehrfurcht, Bewunderung und zugleich jene demütige Scheu, die sich selber verringern und den anderen erhöhen will. Hier in der Liebe zum Schönen kehren alle Attribute des Glaubens wieder: die Versenkung, die Anbetung, die Keuschheit des Herzens — nie bin ich so keusch wie bei den Jünglingen gewesen. Es ist Frömmigkeit, die die Liebe schafft. Sie erschafft im Geliebten das Antlitz der Gottheit und wirft den Liebenden ohnmächtig nieder vor den Stufen dieses imaginären Altars.

Also, meine ich, ist alle Liebe religiös. Sie will Gott empfangen. Ist es denn so unmöglich, Gott im Antlitz des Mannes zu spüren?

NUN SITZE ICH ALSO HIER IN PARIS SCHON ÜBER EINE WOCHE und schreibe die Blätter dieses schmalen Heftes voll. Warum? Warum bin ich nicht längst wieder zurückgekehrt zu Eugenie und den Kindern, die auf mich warten? Gestern abend, als ich von dem Besuch bei D. zurückkam, habe ich die ersten Seiten noch einmal überlesen, gelesen, wie man ein ganz fremdes Buch nimmt und aufschlägt, ohne zu wissen, was die nächste Zeile bringt. Es ist mir klar geworden, warum ich hier sitze und jetzt nichts tun muss, als eben diese Blätter voll zu schreiben. Es ist meine Aufgabe, von dieser Liebe Zeugnis zu geben, über die so viel Missverständliches und Verleumderisches verbreitet wird. Einer muss es doch einmal wagen. Es muss doch einmal einer aufstehen, sein Herz entblössen und der Welt sagen: sehet, so ist es in Wirklichkeit! Je länger ich hier in diesem dunklen Hotelzimmer lebe, umso zwingender wird mir diese Tat. Natürlich hätte ich vieles zu tun, Wichtigeres, Ehenvollereres, einige Vorträge, Aufsätze für Zeitschriften, das Buch über Thomas von Aquin und Pascal wartet auf seine Vollendung — aber das alles sind Dinge, die Zeit haben, die andere auch verrichten könnten. Was nützte es mir, am Ende meines Lebens ein wissenschaftliches Werk zu hinterlassen und über diesen einen, innersten Punkt meines Wesens geschwiegen zu haben? Mein Leben wäre doch ohne Wahrheit und Zeugnis gewesen. Irgendwo bin ich auf diese geheime Wahrheit vereidigt. Ich muss das Zeugnis dieser Liebe ablegen, ich mus das Geheime, das Millionen auf dieser Erde ängstlich verbergen, offenbar machen. Ich trete in den Zeugenstand ein für Millionen, in einem Prozess, der dauernd währt. Ich sage die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit. Ich sage sie im Angesicht des Todes, denn erst, wenn ich nicht mehr bin, können diese Blätter den Weg in die Welt finden.

(Schluss folgt im Märzheft.)

